

Wo ist der letzte Platz?

Beispiele eines Lebens für die Armen

Ursula Adams, Münster

Das Wort vom letzten Platz wurde von Charles de Foucauld geprägt¹ und ins Leben übersetzt. Doch schon im Neuen Testament ist immer wieder auf diese christliche Wirklichkeit verwiesen. Jesu oftmals wiederholtes Sprechen vom Ernst der Nachfolge (Mt 8, 19 ff; Lk 9, 57 ff) und seine Fußwaschung – „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt“ (Joh 13, 15) – legen davon Zeugnis ab.

Gewiß, die Geschichte des Messias ist einmalig. Aber ist nicht jede menschliche Geschichte einmalig? Ereignisse und Begegnungen, die den Menschen in seiner persönlichen Haltung und seinen Ansichten prägen, sind verschieden. Aber gemeinsam ist der Auftrag, sich den Menschen und Christus zuzuwenden mit dem Willen, ihnen zu dienen: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben...“

An den nachfolgenden Überlegungen sind Freunde und gute Weggefährten, die auf der Suche nach menschenfreundlichen Hilfen für die Armen mit unterwegs sind, beteiligt. Das hier Niedergelegte ist eine Art von Rechenschaft, mit der ich ihnen danken und mit ihnen beten möchte. Dem Leser mag der Gedanke kommen, daß er dies oder jenes ähnlich beurteilt, oder auch, daß er widersprechen muß. Aber genau dies ist die Absicht dieser Zeilen: Sie möchten Denkansätze und Fragen zur Suche nach dem letzten Platz vorlegen; sie möchten anstoßen und Möglichkeiten aufzeigen, damit viele ihren eigenen Weg finden können, einen Weg der Nachfolge, der immer einmalig sein wird.

Viele Berichte über Christen, die in ihrem späteren Leben aus ihrem Beruf, aus ihrer Karriere, sogar aus ihrem Land auswanderten, um anderswo in der Wüste, bei Armen, immer irgendwo im Abseits weiterzuleben, werden in unserer Zeit veröffentlicht. Dabei wird das Ziel des Weges klar benannt, meist mit dem zeitlosen Wort *Nachfolge Jesu*. Selten erfährt man, warum einer gemeint hat, seinen Weg der Nachfolge neu orientieren zu sollen. Noch seltener erfährt man etwas von dem Weg, der zu solchen neuen Aufbrüchen geführt hat. Vielleicht ist es gut, daß die Vorgeschichte solcher Neuorientierungen das Geheimnis Gottes und

¹ *Der letzte Platz. Aufzeichnungen und Briefe von Charles de Foucauld*, hrsg. von Martha Gisi, Einsiedeln 1967.

des von Ihm Gerufenen bleiben. Das war schon bei Abraham so, von dem uns die Bibel in Genesis 12ff nur berichtet: „Der Herr sprach zu Abraham: Zieh hinaus aus deinem Land und aus deiner Verwandtschaft und vom Haus deines Vaters in ein Land, das ich dir zeigen werde... Zu einem großen Volk will ich dich machen... Abraham zog hinweg, wie ihm der Herr befohlen hatte...“ Das Warum wird nicht näher erläutert. „Das Land, das ich dir zeigen werde.“ Mehr wird nicht gesagt. Wir wissen heute, daß dieses Land kein neues Zuhause für ihn bereitgehalten hat. Das ist bis heute so. Niemand erfährt vorher, was ihm konkret auf dem Weg der Nachfolge einmal begegnen wird. „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann“, sagte Jesus seinen Jüngern (Mt 8,20), aber auch das andere: „Ich gehe, euch eine himmlische Heimat zu bereiten.“ (Joh 14,3) Freilich, dazwischen steht das Kreuz, und das hat viele Gesichter und viele Lasten.

Auf der Suche nach dem letzten Platz – Ausschnitte aus Lebenswegen

I. In ihrer Kinderzeit hörte sie oft von berühmten Ahnen. „Kann das der Sinn meines Lebens sein, einen alten Stammbaum zu pflegen?“ fragte sie sich immer wieder.

In der Schule lernte sie Kinder kennen, deren Familien als „kleine Leute“ bezeichnet wurden. Gern wäre sie einmal bei solchen zu Gast gewesen. Da geht es so menschlich zu, dachte sie immer und hielt das für anziehend, weil sie selbst in einer sehr distanzierten Welt lebte. Ihr Interesse für die „kleinen Leute“ brachte ihr zu Hause Schwierigkeiten. Aber immer fanden sich Menschen aus dem Kreis der Hausangestellten, die Türen zu öffnen wußten.

Irgendwann begegnete sie unter den „Kleinen“ solchen, die man „Arme“ nennt. Zu diesen durfte man gehen, weil sie Hilfe nötig haben und auch bekommen sollen. Solche Dienste heißen „*Caritas*“, lernte sie.

Seitdem sie lesen konnte, fand sie immer wieder Lebenszeugnisse von Menschen, die nicht nur zu den Armen gegangen waren, sondern auch solche, die ganz zu den Armen zogen und bei ihnen blieben. Franziskus ist heute besonders bekannt, aber nach ihm sind viele Menschen ähnliche Wege gegangen. Unsere Zeitgenossen waren und sind z. T. noch Charles de Foucauld, Jacques Loew, die Kleinen Brüder und Schwestern Jesu und andere, die nicht öffentlich bekannt sind. Man trifft sie da, wo die Ärmsten leben. So etwas ist gelebte *Caritas*, begriff sie.

Manche, über die sie las, beriefen sich auf Jesus. Im Abendmahlsbericht bei Lukas heißt die entsprechende Weisung an die Jünger: „Die

Großen dieser Welt lassen sich Wohltäter nennen. Unter euch soll es nicht so sein, sondern der Größte unter euch sei wie der Letzte und der Erste wie der Knecht.“ (Lk 22,25 f) Der Letzte, das ist einer, der zu den anderen aufschaut – wie Jesus bei der Fußwaschung. Das Kreuz war der allerletzte Platz.

Dieses Letzte entdeckte sie erst in späteren Jahren, nachdem sie schon 20 Jahre für die und unter denen gearbeitet hatte, die man heute als die sozial schwächsten Randgruppen bezeichnet. Während dieser Zeit hat sie eine Zeitlang Menschen aus dem Stand, den man „die kleinen Leute“ nennt, als ihre engsten Mitarbeiter im Dienst an den Armen zugezogen. Dabei kam es zu konfliktreichen Machtkämpfen, wobei alle Beteiligten lernen mußten, daß sie sich im anderen verschätzt hatten.

Unsere Berichterstatterin erkannte, daß der letzte Platz nicht so einfach durch solche partnerschaftlich verstandene, aber sehr arglos organisierte Zusammenarbeit zu finden ist. Und sie begriff, daß sie durch ihr fachliches Wissen und Können, durch ihre jahrelangen praktischen Erfahrungen die Verantwortung für das Ganze in dem den Armen gewidmeten Werk übernehmen mußte. Sie erkannte auch, daß dies ihre persönliche Verpflichtung war, die sie den anderen nicht überlassen durfte, einfach weil sie etwas sah, was andere nicht sahen, z. B. Gefahren, die zu meiden waren, Chancen, die dringend einzulösen waren.

Zuerst meinte sie, diese neue Sicht habe den Charakter der Gering-schätzung anderer. Dann erkannte sie, daß es sich vielmehr um eine nüchterne Einschätzung von Gegebenheiten handelte. Es gibt zweifellos Rangunterschiede, auch zwischen Menschen. „Es gibt Menschen, die ... müssen mehr tun als andere, weil sie mehr können, mehr sehen, mehr einsehen.“ Solche „kommen sich übrigens im allgemeinen nicht als etwas Besseres vor, sondern die Diskrepanz zwischen dem, was sie sehen, und dem, was sie tun, ist so groß, daß sie unter dieser Diskrepanz eher leiden“².

Fortan machte sie in ihrem Dienst für die Armen die für sie neue Erfahrung, daß sie von anderen als „die da oben“ eingeschätzt wurde. Ein solches Denken entspricht wohl der Mentalität unserer Zeit, wobei der, der „oben“ steht, an dieser Stelle oft mehr Schelte und Prügel in des Wortes weitester Bedeutung einstecken muß, als er je zuvor erlebt hat. Ein solcher muß diesen Platz oft noch verteidigen gegen andere, die da „die große Welt“ vermuten, in der man Macht und Einfluß haben kann, um so „mit Macht“ Gutes tun zu können.

² Robert Spaemann, *Moralische Grundbegriffe*, München 1982, 95.

Der Berichterstatteerin erwuchs aus solchen Erfahrungen eine Ahnung, daß der „letzte Platz“ durchaus da sein kann, wo andere meinen, „nach oben“ schauen zu müssen.

II. In seiner Familie galt er schon früh als etwas Besonderes, weil er als einziger der Geschwister täglich in die Stadt zum Gymnasium fuhr. Später wechselte er vom Priesterseminar in einen alten und angesehenen Orden. Jetzt war nicht nur die Familie, sondern das ganze Dorf stolz auf den „Sohn“, der es zu etwas gebracht hatte.

Er selbst empfand diesen gesellschaftlichen Aufstieg und die mit dem Ordensleben gegebene soziale Sicherung und Versorgung als Verrat an dem, was er eigentlich suchte.

Was war dieses Eigentliche?

Jahre später, als er vom Orden für einen Dienst unter obdachlosen Familien in einer westdeutschen Großstadt freigestellt worden war, bezeichnete er diesen neuen Lebensabschnitt als eine Zeit, in der er seine eigentliche Berufung endlich klar erkennen könne.

Andere Christen schlossen sich ihm an. Sie kamen aus der katholischen und aus der evangelischen Kirche, einige waren ohne kirchlichen Hintergrund. Alle versuchten, den Obdachlosen zu dienen. Sie hatten Erfolg und fanden viel Beachtung.

Jetzt wurde es nötig, ein Haus zu mieten und für Einrichtung zu sorgen, denn die Mitarbeiter mußten versorgt werden. Da meinte er eines Tages, jetzt sei sein Leben wieder genauso reich und gesichert, wie früher im Kloster. Er ging neu auf die Suche nach dem letzten Platz. Auf diesem Weg verließ er seinen Orden und ließ sich von den Pflichten seines Priesteramtes lösen. Die neue Bindung, die er dafür eintauschte, verpflichtete ihn jetzt wiederum lebenslang. Er meinte, nun stehe er am „letzten Platz“, aber seine Begründung verrät Zweifel und Bitterkeit: Viele Christen und einige Fachleute der Obdachlosenarbeit hatten ein vernichtendes Urteil über ihn festgeschrieben...

Er wanderte aus in ein anderes Land und hinterließ keine Anschrift. So kann er nicht erfahren, daß man bei den Armen in den Obdachlosensiedlungen der Großstadt immer noch gelegentliche Fragen nach ihm hören kann. Enttäuschte Hoffnungen schwingen darin. Die, die am Anfang seiner Wegstrecke auf der Suche nach dem letzten Platz seine Gefährten waren, erfinden heute Geschichten über sein Wohlergehen an irgendeinem fernen Ort. – Vielleicht sind so etwas erlaubte Notlügen.

III. In den 50er Jahren hörte er von Charles de Foucauld. Das war in der Zeit, als die Öffentlichkeit nach und nach mit immer zahlreicheren

Veröffentlichungen über den Menschen Foucauld und seine Botschaft an unsere Zeit bekanntgemacht wurde. „Der letzte Platz“ spielt darin eine große Rolle. Dies wurde zum Programm für sein Leben und führte ihn in eine Gemeinschaft der Kleinen Brüder Jesu. Damals war er bereits Priester und wollte in einem fremden Land als wirklich armer Kleiner Bruder neu anfangen.

In einer Großstadt fand er irgendwo in den Slums zwei Zimmer: eines für sich, das zweite wurde Kapelle.

Er suchte eine Arbeit, bei der man geringes Ansehen hat und schwer arbeiten muß. So fragte er bei der Verwaltung der städtischen Müllabfuhr an. Als er seine Adresse angeben mußte, wurde er abgewiesen. Leute aus dieser Gegend galten als unzuverlässig. Spontan ergänzte er seine Angaben zur Person: „Ich bin Priester und ...“ Daraufhin bekam er sofort die Stelle.

Erst später erfuhr er, daß die Müllabfuhr eine sehr starke Gewerkschaft besitzt und daß man dort keineswegs „am letzten Platz“ arbeitet. Er behielt seine Stelle dennoch bei und begnügte sich fortan, unter den Ärmsten zu wohnen und die Belastungen dieses Lebens mitzutragen: enge, feuchte Räume, Lärm, Schmutz und viele Sorgen...

Zu dieser Lebensentscheidung verhalf ihm wiederum ein Hinweis aus Aufzeichnungen und Briefen Charles de Foucaulds: „Jesus... nahm ein für allemal so sehr den letzten Platz ein, daß keiner jemals geringer sein kann als er.“³

„Unser letzter Platz kann immer nur der zweitletzte sein“, meinte er einmal lächelnd.

IV. Nach dem Zweiten Weltkrieg lernte sie Menschen kennen, die auf der Flucht alles verloren hatten. Viele waren krank, blieben aber ärztlich unbetreut. Da entstand in ihr der Wunsch, später einmal Armenärztin zu werden. Sie war zu jung, um zu wissen, daß es so etwas nicht als eigenständigen Beruf gibt bei uns, und zu unerfahren, um einschätzen zu können, daß in ihrer Familie nur gesellschaftlich anerkannte Karrieren akzeptiert wurden. So plauderte sie ihren Wunsch, Armen als Ärztin möglichst kostenlos helfen zu wollen, arglos aus und erlebte, wie dieser naive Plan totgeredet wurde.

Sie wählte nach dem Abitur eine andere Studienrichtung, von der sie sich erhoffte, Armen zu mehr Recht und Gerechtigkeit zu verhelfen. Ein tiefer christlicher Impuls äußerte sich darin.

³ *Der letzte Platz*, a.a.O. (Anm. 1), 17.

Ordensleute versuchten immer wieder, sie für diese oder jene Gemeinschaft zu gewinnen. Aber darunter begegnete ihr keine, die in der Nähe von Armen lebte und sich nur diesen als zugeordnet verstand.

Später entdeckte sie während einer Reise zu verschiedenen Missionsstationen in einem Land der Dritten Welt, daß sie hier sehr gut hätte Armenärztin sein können. Aber da hatte sie ihre andere Ausbildung bereits mit zwei Staatsexamen abgeschlossen und konnte das hierbei erworbene Wissen und Können nur in ihrem Heimatland für Arme nutzbar machen.

Seither bemüht sie sich um die Armen ihres Landes. Dabei macht sie die Erfahrung, daß sie mit ihren Bemühungen nur ernst genommen wird, wenn sie auf andere zumindest den Eindruck einer gutbürgerlichen Lebensweise macht. Ihre Lebensrealität sieht aber oft ganz anders aus. Dadurch wird ihr Dienst auf ungewöhnliche Weise kompliziert.

V. Jahrzehnte hindurch diente er seiner Stadt als einer der Hüter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Zu seinem Bezirk zählte auch eine Straße, wo sogenannte Stundenhotels sind. Die Frauen, die sich nachts vor diesen Häusern anbieten, erfüllten ihn mit großem Mitleid. Oft machte er sich Gedanken, wie es solchen wohl zumute sein möge und wie hart ihr Leben – vor allem im Winter – sein müsse. Ganz selten konnte er einen Dienst leisten, der wohl als Hilfe empfunden wurde.

Nach seiner Pensionierung begann er, Nacht für Nacht mit einem kleinen Handkarren warme Getränke durch die Prostituiertenstraße zu fahren. Der ungewöhnliche Dienst sprach sich rasch herum, und bald erzählte man sich davon auch in sozialen Arbeitskreisen anderer Städte. Die Reaktionen sind bis heute (seit etwa acht Jahren) recht unterschiedlich: Die einen staunen, andere wundern sich, wieder andere rümpfen die Nase.

Ob irgendwo einer dem Beispiel folgt, ist der Verfasserin nicht bekannt. Sie hat Frauen befragt, die so „bedient“ werden, und diese bezeichneten gerade diesen Dienst als große Hilfe. Dabei erzählten sie lebhaft, wie weh Kälte und Durst und das ständige Preisgegeben-sein tun, und welch ein Geschenk dann ein Glas Tee sei. Am meisten scheint dabei die Erfahrung wert zu sein, daß es wenigstens einen Menschen gibt, der nachts an sie denkt und gerade ihnen helfen will.

Wenn man diesen Frauen auf der Straße zuhört, dann drängt sich der Eindruck auf, daß diese sich am letzten Platz befinden. Ob der pensionierte Ordnungsbeamte wohl ahnt, was der Charles-de-Foucauld-Brunder von seinem Ordensgründer gelernt hat: daß er am „zweitletzten Platz“ dient?!

Resümee

Fünf Abschnitte aus Lebenswegen sind hier aufgeschrieben worden. Fünf sehr unterschiedliche Versuche, im eigenen Leben den letzten Platz zu finden, um dort den Ärmsten zu dienen. Gibt es noch weitere Gemeinsamkeiten?

Man könnte jetzt Überlegungen zur gesellschaftlichen Herkunft der einzelnen anstellen. Das war einmal üblich, zumal im Rahmen der Motivationsforschung über die Frage der Berufswahl für einen sozialen Dienst. Seitdem Helmut Schelsky versucht hat, die Bürger der Bundesrepublik Deutschland mit dem Begriff „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ auf eine Ebene zu bringen, scheinen Überlegungen zur gesellschaftlichen Herkunft einzelner zum Verbotenen gezählt zu werden. Aber was ist die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ denn anderes als eine einheitliche Konsumgesellschaft? Das Letzte aber betrifft nur die Fassade. Dahinter begegnen uns nach wie vor alle bekannten gesellschaftlichen Schichten mit dem jeweiligen und gleichgebliebenen Selbstverständnis.

Solche Überlegungen sind hier dennoch nicht abwegig, denn eines taucht zumindest in vier Beispielen deutlich auf: Die beschriebenen Lebensabschnitte haben erkennbare Vorgeschichten, die diese Menschen vorgeprägt haben in Richtung auf die Suche nach dem letzten Platz. Diese Menschen sind solche, die „aus dem Rahmen“ des in ihrem Lebensumfeld Üblichen „fallen“. An dieser Stelle zeigt sich etwas Allgemeingültiges, das man in der sogenannten Randgruppenarbeit immer wieder antrifft. Wo Menschen den Ärmsten, den am Leben Gescheiterten, den Störenden und Verstörten nahe sein und vor allem einen Beweis der Treue und Zuverlässigkeit bringen wollen, da treffen sie mancherorts auf andere, die von einem anderen Selbstverständnis geprägt sind. Da sind z. B. berufliche Sozialdienste, denen eine auf Distanz bedachte berufliche Beziehung als die einzig richtige und darum ausschließlich erlaubte Hilfeleistung gilt. Das führt oft zu Konflikten, auf die hier nicht eingegangen werden soll⁴.

Wer für sich, wie die Menschen aus den fünf Beispielen, die Nähe der Ärmsten sucht, trifft dort oft andere Menschen guten Willens, die sich ebenso auf die Ärmsten einlassen möchten. Darunter sind stets auch solche, die selbst krank, beruflich gescheitert oder gar nicht erst zum Zuge gekommen sind⁵. Gewiß haben auch solche das Recht, andern zu helfen,

⁴ Vgl. hierzu: Ursula Adams, *Berufung als Lebensberuf? Fragen und Denkansätze zum Verhältnis von Dienstleistungstätigkeit und Berufung*, in: GuL 54 (1981) 352–364.

⁵ Vgl. z. B. Wolfgang Schmidbauer, *Die hilflosen Helfer*, Reinbek 1978; Horst-Eberhard

aber sie müssen dabei um ihre Grenzen wissen. Leider können das nur wenige, weil die meisten solcher Helfer dazu neigen, sich selbst an den noch schwächeren Hilflösen zu messen und daraus Überlegenheit meinen ableiten zu können. Niemand kann mit Hilfe der Ärmsten „Karriere machen“. Denn diese haben weder Macht noch Einfluß zu vergeben. Für solche Helfer ist das Scheitern fast zwangsläufig. Oft werden die Ärmsten dabei um eine Enttäuschung „reicher“.

Auf der Suche nach einer Spiritualität des „letzten Platzes“

Die beschriebenen Lebensbeispiele und die dabei mitgeteilten Erfahrungen legen es nahe, eine Spiritualität des letzten Platzes zu suchen.

Wer bietet sie, die Spiritualität des letzten Platzes? So etwas ist nicht theoretisch zu entwickeln. Sie kann nur im Leben gefunden werden, und hierfür braucht man eigene Lebenserfahrungen.

Es ist durchaus nicht so, als gäbe es nichts, was hier hilfreich sein könnte. Dennoch ist die Geschichte jedes Menschen so einmalig, daß „Patentrezepte“ nicht hilfreich sind. Jeder muß immer neu suchen, und die Kirche hat dabei die Aufgabe, in jeder Zeit und für jeden Menschen als Ort zur Verfügung zu sein. Denn wir Menschen müssen andere Menschen finden können, die mit uns fragen und suchen dürfen.

Nach der Art der Selbsthilfegruppen ist dieses Anliegen allerdings kaum zu lösen. Versuche in dieser Richtung hat es jahrelang unter Mitarbeitern in der Obdachlosenarbeit gegeben, die aber nichts erbracht haben. Vielmehr waren diese Versuche zusätzlich belastet durch den ständigen „Zulauf“ Neugieriger und die Fluktuation der übrigen, die zu meist durch Enttäuschung ausgelöst wurde.

Es bedarf wohl verbindlicher Formen und vielleicht auch Regeln, um dem Anliegen Gestalt und Ort zu geben. Die Charles-de-Foucauld-Gemeinschaften versuchen dies und berichten seit Jahren in ihren „Vierteljahresheften zum christlichen Leben“, *Mitten in der Welt*⁶, mit erlebten Erfahrungen über solche Bemühungen in Gruppen.

Es gibt auch andere, noch schlichtere Versuche: In manchen katholischen Gemeinden und im Umkreis von Ordenshäusern kann man heute religiöse Gesprächsgruppen treffen. In solchen Kreisen ist oft vom „letzten Platz“ die Rede, und dazu gesellt sich seit einiger Zeit der Begriff

Richter, *Flüchten oder Standhalten*, Reinbek 1968; Horst-Eberhard Richter, *Lernziel Solidarität*, Reinbek 1971.

⁶ Deutsche Ausgabe der Hefte *Jesus Caritas*, hrsg. i. A. der Bruderschaften Charles de Foucauld, Schriftleitung und Vertrieb: J. Rintelen, 8032 Lochham, Aubinger Str. 36.

„Wüste“. Die Wüste scheint zumindest gedanklich ein Anziehungspunkt für religiös Suchende zu sein.

Dabei fällt auf, daß dies in einem Ton geschieht, als handele es sich um Selbstverständlichkeiten. Wie ist das möglich? Kann es sein, daß da in einer arbeitsteilig denkenden Gesellschaft diese Begriffe unreflektiert in die Mentalität der heute Lebenden übernommen werden? Ist es denkbar, daß der „letzte Platz“ eine gelegentliche Abwechslung im gleichförmigen Leben sein darf, hier aber Christen zu einem elitären Selbstverständnis verhilft?

Und die Wüste? Ist das Wort nicht längst zum Synonym für Freizeit, Abstand-nehmen, Ruhepause geworden? Was ereignet sich, wenn z. B. Ordensleute sich zu ihrem „Wüstentag“ zurückziehen? Bringen sie dann etwas mit, das erinnern könnte an das, was Jesus in der Wüste erlebt hat und nach ihm viele Menschen?

Jesus erlebte in der Wüste die große Versuchung. Matthäus berichtet uns, daß sich dies unmittelbar nach seiner Taufe durch Johannes ereignete (Mt 3, 13–4, 1). Und dann begann er sein öffentliches Wirken (Mt 4, 12 ff). Die Wüste mit ihren Versuchungen ist so etwas wie eine Drehtür gewesen, durch die Gottes Sohn seinen Weg unter uns Menschen nehmen mußte. Für den, der in die Nachfolge Jesu eintritt, kann die Wüste die gleiche Bedeutung haben. Und da wir Sünder sind, können wir aus der Versuchung als Menschen zurückkommen, die davon sehr geprägt worden sind. Die Wüste kann zu einem tödlichen Ort werden für den, der da versucht wird.

Wie ist es möglich, daß fromme Christen sehr ernste Lebenserfahrungen von Menschen der Bibel und von anderen, die sich auf die Nachfolge Jesu eingelassen haben, einfach dem allgemeinen Zeitgeist zuordnen?

Auf Fragen, warum die Wüste und der letzte Platz so einfach im religiösen Sprachgebrauch verwendet werden, kann man zuweilen hören, das sei nötig, um vom heutigen Menschen verstanden zu werden, um ihm näher zu sein.

Aber welche Bedeutung haben dann die Lebenszeugnisse der Bibel und mancher Heiligenleben? Eine solche Um-Interpretation von erlebten und erlittenen Begriffen wie „der letzte Platz“ und „Wüste“ ist nur möglich, wenn die, die sie so leicht verwenden, Bürger sind im Trend der Moderne, wo religiöse Begriffe und Bilder „in“ sind, wie es heißt.

Menschen, die den „letzten Platz“ suchen, werden offenbar stets durch die Wüste geführt. Das lehrt die Bibel. Dies ist aber auch an der kleinen Auswahl der oben angebotenen Lebensbeschreibungen aus unserer Zeit ablesbar.

Zur Erfahrung der Wüste gehören nicht nur Hunger und Durst, Einsamkeit und Obdachlosigkeit und manches weitere. Dazu gehört auch eine Erfahrung, die in der religiösen Sprache mit „dunkle Nacht der Seele“ umschrieben wird. – In der Wüste ist sicherlich viel Licht, aber „wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten“, sagt ein altes Sprichwort.

Das Wort von der „dunklen Nacht der Seele“ tritt heute selten auf, woraus wohl nicht geschlossen werden kann, daß sie so benannte Erfahrung im Leben einzelner Menschen nicht mehr vorkommt. Vielleicht haben die Erkenntnisse der modernen Psychologie die Erfahrung der „dunklen Nacht der Seele“ unter den Begriff Depression subsumiert, wo sie dann als religiöse Erfahrung, die immer auch Erfahrung mit Gott ist, im Verborgenen bleiben darf. Hier ist auch ihr ureigenster Ort.

Der bekannteste Zeuge einer Wegstrecke im Dunkeln ist Johannes vom Kreuz. Es gibt viele Heilige und große Christen, von denen wir über Zeiten tiefster Dunkelheit wissen. Zu den Letzten ist sicher Reinhold Schneider zu zählen, der zur Zeit wiederentdeckt wird. Sein „Winter in Wien“⁷ ist wie die Summe eines Lebens zu verstehen, das ihn durch dunkle Schluchten geführt hat.

Das Wort von der „dunklen Nacht der Seele“ verbirgt sich nicht nur in Reinhold Schneiders „Winter in Wien“ unter anderen Begriffen. Auch unter den großen Heiligen haben viele solche Zeiten anders benannt als mit dem von Johannes vom Kreuz gefundenen Bild. Franziskus etwa, der Zeitgenosse der Minnesänger, findet Bilder, in denen er sogar den leiblichen Tod „Bruder“ nennt (Sonnengesang). Zuvor schon hatte er seinen kranken und von verständnislosen Mitmenschen total überlasteten Körper „Bruder Esel“ genannt. Und in einer Unterhaltung mit einem Mitbruder soll er sogar die Erfahrung der Verweigerung eines Obdachs bei den eigenen Mitbrüdern als „die vollkommene Freude“ bezeichnet haben. – Wer sich näher mit Franziskus beschäftigt hat, weiß, daß es sich hier um Zeiten tiefster Dunkelheit gehandelt haben muß, die im Glauben an Gottes Wegbegleitung als „Bruder“ und als „Freude“ gedeutet wurden.

Bis heute erfahren Menschen die Dunkelheit der Seele. Bis heute versuchen wohl die meisten, dies nach außen zu verbergen. Viele mögen dabei aus der Verheißung des Psalms 23 leben: „Und müßte ich gehen in dunkler Schlucht... Du bist bei mir.“ (V. 4) „Der Herr läßt mich rasten auf grüner Au, führt mich zur Ruh an lebendige Wasser, gewährt meiner Seele Erquickung...“ (V. 2f) Und manch einer von solchen wird sich wohl auch daran erinnern, daß Jesus einmal mit seinen verzweifelten

⁷ Freiburg ¹³1982.

Jüngern im selben Boot gesessen hat (Mk 4,35–41; Mt 8,23–27; Lk 8,22–25).

Am letzten Platz begegnet Gott

Von Menschen, die in eine „dunkle Nacht der Seele“ geraten sind und hiervon Zeugnis abgelegt haben, erfahren wir, daß Gott sich total verbergen kann. Wir lesen z. B. in Briefen an Charles de Foucauld oder Carlo Carretto, sie hätten vorher wohl nur gemeint, Gott nahe zu sein. Aber sie bezeichnen ihre Zweifel nicht als Einbildung. Und so geht das Zeugnis dieser Menschen weiter: Am Ende bekennen sie, daß sie Gott da getroffen haben, wo er sich restlos verhüllt hatte.

Der bibelkundige Leser mag hier denken: „Das kann jeder Fromme von vornherein wissen! Denn so ist Gott neben allen Propheten gewesen, angefangen bei Mose, wo Er in der Feuersäule vorausging.“ Freilich finden sich solche Erfahrungen in manchen Heiligenleben, aber das macht sie doch nicht zu einer für jedermann bei Bedarf abrufbaren eigenen Lebenserfahrung!

Jesus wußte wohl, daß nur wenige Menschen eine „dunkle Nacht“ oder gar eine „Wüste“ aushalten können. Auf diesem Weg können wohl nur sehr wenige Menschen Gott erfahren.

Vielleicht hat er uns darum im Gleichnis vom Jüngsten Gericht etwas zeigen wollen, das für jeden Menschen im ganz normalen Alltag zu erfahren ist. Bei Mt 25,31 ff hören wir, daß jeder Mensch Gott im Bettler, im Kranken, im Obdachlosen, im Strafgefangenen usw. begegnen kann. So einfach ist das und für jeden Christen im Alltag möglich!

So einladend ist Gott. Er läßt sich im Alltag antreffen. Und dies gilt für jeden!

Freilich kosten solche Treffen für den, der sich darauf einläßt, einen hohen Preis. Es ist ja nicht zu übersehen, daß Gott sich – wie wir bei Mt 25,31 ff erfahren – im Gewand der Störenden, der Lästigen, der Kranken, wohl auch der ansteckend Kranken verbirgt.

Wer sich einmal darauf eingelassen hat, erfährt, wie das Leben aus der Sicht der Verachteten, Zukurzgekommenen, der Abgeschobenen aussieht. Gott, der den Menschen kennt, vermittelt dadurch seine eigene Sicht aus der Erfahrung dieser Menschen.

Die, die den Preis für solche „Treffen“ zahlen, sprechen gewöhnlich nicht darüber, weil die Begegnung mit Gott für solche Menschen unvergleichbar mehr wiegt. Menschen aus der gesellschaftlichen und beruflichen Oberschicht haben zudem einen nüchternen „menschlichen Grund“, nicht hierüber zu sprechen. Für solche gilt, was einer den Kriti-

kern des kostbar gekleideten Lordkanzlers von England – Thomas Morus – entgegengehalten hat: „Niemand trägt das Bußgewand über dem Hermelin.“⁸ Im Gegenteil: Solche Menschen suchen ihren persönlichen Umgang mit den Bettlern vor den Augen dieser Welt zu verbergen.

Darum noch einmal: Gott macht uns die Begegnung mit ihm sehr einfach. Mitten im Alltag dürfen wir ihm begegnen, auf einer Parkbank, im U-Bahn-Tunnel, im Gefängnis, im Hospital...

Und weil es „so einfach“ ist, ist die Strafe für den, der diese Begegnungsmöglichkeit verpaßt, wohl so schwer, wie wir bei Mt 25,41 ff erfahren.

So einladend ist Gott. Im Alltag läßt er sich treffen, und wir dürfen hier erfahren, wie wir ihm sogar zum Nächsten werden dürfen. Hier drängt sich die Erinnerung an die Frage auf, die der Gesetzeslehrer Jesus stellte und die die zeitlose Geschichte vom barmherzigen Samaritaner ausgelöst hat (Lk 10,25 ff). Der Ort, wo diese Geschichte spielt, ist übertragbar. Es gibt auch in unserer Welt viele „Straßen zwischen Jerusalem und Jericho“, wo Menschen unter die Räuber fallen und von Vorbeigehenden übersehen werden. Wer hinschaut, wie der Samaritaner, und alles ihm Mögliche tut, darf im Glauben wissen, daß er Gott selbst zum Nächsten geworden ist.

Es liegt nicht jedem, für die Ärmsten und Lästigen einzutreten. Nicht jeder kann solche in seiner Nähe aushalten. Was einer nicht kann, wird sicher auch nicht von ihm gefordert werden. Aber jeder kann einem anderen helfen, zumindest unterstützend tätig werden. Dessen bedürfen vor allem die, die im Dienst an den Letzten harten Zerreißproben unterworfen werden. Aus eigener Kraft und eigenem Können kann wohl kein Mensch solche Belastungsproben allein bestehen.

So verstanden kann das, was einmal „Karriere nach unten“ genannt worden ist⁹, durchaus eine Karriere sein, die am Ende nach oben führt – aber dies Letzte gilt nur nach den Maßstäben, die Gott anlegt. Und damit sind wir wieder beim „Preis“ einer solchen „Karriere nach unten“. Gott ließ seinen Sohn einen Weg gehen, der auf Erden am Kreuz endete. In der Sprache der Liturgie des Karfreitags verehren wir ihn so: „...am Kreuz erhöht hast...“ (Phil 2,8f, ebenso im Hebräerbrief).

Dieser Platz ist auf ewig besetzt. Hier ist der letzte Platz.

⁸ Zitiert nach Peter Berglar, *Die Stunde des Thomas Morus. Einer gegen die Macht*, Olten 1979. (Die erwähnte Kritik knüpfte an den bekannten Holbein-Bildern von Thomas Morus an: im Kreis seiner Familie und der Lordkanzler im Porträt.)

⁹ Ursula Adams, *Karriere nach unten. Ein Weg für Ordensleute und andere Christen*, in GuL 52 (1979) 201–217.